

Die deutsche Sprachwissenschaft im Nationalsozialismus

Ein forschungsorientierter Überblick

Für die Fachgeschichte der deutschen Sprachwissenschaft bildet das Jahr 1933 keinen Einschnitt. Jedenfalls nicht in dem Sinne, den wir aus unserer heutigen Perspektive erwarten. Der politische Einschnitt verbindet sich vielmehr für die Zeitgenossen mit Erwartungen auf eine neue Blüte der deutschen Geisteswissenschaften. Die im Nationalsozialismus erfolgreichen Schulen und Gruppierungen hatten sich bereits in der Weimarer Republik formiert. Das gilt für die völkisch-sprachnationalistische Schule um Leo Weisgerber und Georg Schmidt-Rohr, aber auch die offen rassistische Sprachforschung debütierte lange vor 1933. Längst ist die Arier- und Indogermanenproblematik rassistisch aufgeladen (RÖMER 1985). Auch die ausgesprochen „modernen“ Zweige der angewandten Sprachwissenschaft treten bereits am Ende der Weimarer Republik auf den Plan.

Im Folgenden soll weniger von den Personen und ihren „Verstrickungen“ die Rede sein als von den Themen, Redeweisen und „öffentlichen Verlautbarungen“ der Sprachwissenschaft im NS – der Empfänglichkeit der fachlichen Begriffe, Themen und Argumentationen für das, was man neudeutsch den öffentlichen „Diskurs“ nennt: für die offizielle Semantik der gesellschaftlichen und der politischen Selbstbeschreibung, für die Machtkomplexe der öffentlichen Sprache. Denn die ist es, die 1933 und 1945 jeweils radikal umgewälzt wurde.

In den Geisteswissenschaften stammt das Fachvokabular (von den Gelegenheitsbildungen bis zu den Termini) überwiegend aus der gebildeten Gemeinsprache und kann somit leicht zum „Einfallstor“

für exoterische Bestände aus der Gemeinsprache, für Konnotationen und Wertungen aus dem allgemeinen gesellschaftlichen Verkehr werden, die gewissermaßen ungeklärt in die Fachkommunikation einsickern. Ihr alltäglich-außerfachlicher Charakter braucht auch in der esoterischen Fachkommunikation gar nicht aufzufallen. Und das tut er um so weniger, als es ja gerade die zwischen Fach und Gesellschaft *geteilten* Bestände sind, die für dessen Anerkennung und Reputation unerlässlich sind. Es sei „eine wichtige Aufgabe der Geistesgeschichte“, so schrieb der Psychologiehistoriker Eckart SCHEERER (1991), dieses „Doppelleben von Ideen und seine Konsequenzen für die Wissenschaft zu erfassen.“ Ludwik FLECK (1935) hätte vielleicht von der Denkstilgebundenheit wissenschaftlicher „Tatsachen“ im größeren gesellschaftlichen Denkkollektiv gesprochen und Wert darauf gelegt, dass dieser Denkstil auch in der esoterischen Fachkommunikation mitzirkuliert (und in der Zirkulation beständig erhalten und verändert wird).

Das vorherrschende exoterische Thema der „Weimarer“ Sprachwissenschaft ist die Erfahrung der „Krise“. Sie ist zweifellos fächerübergreifend und keineswegs auf die Wissenschaften beschränkt. Da wimmelt es einerseits von Büchern und Broschüren mit Titeln wie „Die Krise der Psychologie“, „Die Krise der Sprachwissenschaft“, „Die Krise der Wirklichkeit“, andererseits von Versuchen, die Fächer neu zu axiomatisieren und sie damit aus der Krise herauszuführen. Die entsprechenden semantischen Komplexe, aus denen sich der öffentlich-kulturkritische Diskurs bedient, hat STEGER (1989) zusammengetragen.

Die Schlag- und Stichworte lauten: *Chaos, Durcheinander, Verarmung, Verödung, Zersetzung, Entartung, Verfall, Unruhe*, die „verantwortlichen“ Kräfte sind *Verstädterung, Technik, Rechenhaftigkeit, Intellektualismus, Rationalismus, Nivellierung*.

Die lautstark und fächerübergreifend artikulierte Krisensemantik indiziert in erster Linie die Geltungs- und Exklusivitätskrise der alten Bildungsschicht und der von ihrer Vorbildwirkung geprägten Gruppen. Industrialisierung und Technik, Massenkultur und Inflation haben sie ihres kulturell-symbolischen und ihres materiellen Kapitals weitgehend beraubt. Aus dieser Sicht wird die Transformation der Sprachwissenschaft im ersten Jahrhundertdrittel zu einem soziologischen Problem: Die Geisteswissenschaften haben sich umzustellen. Ihr alter Träger ist eine quasi staatsunmittelbare (an die Adressierung des Staates gewöhnte) Bildungsschicht. Diese Schicht ist im Niedergang, zugleich misstraut sie dem demokratischen Weimarer Staat. Von den neuen Machthabern im NS erwartet sie die Wiederherstellung der alten, staatsunmittelbaren Geisteswissenschaften. Das neue Bezugssystem der Fächer ist jedoch die massendemokratische Öffentlichkeit, und sie bleibt es im NS, der den Abbau der Bildungsschicht mit seiner Volksgemeinschaftsideologie sogar eher beschleunigt.

Die gesellschaftliche Irrelevanz der junggrammatischen Sprachforschung lastete schwer auf dem Fach. Mit Hilfe der „Lautgesetze“ konnte weder eine Sprache gelehrt noch muttersprachlicher Unterricht erteilt werden. Die vergesellschaftete Funktion sprachlicher Gemeinsamkeit gerät der historischen Laut- und Formenlehre gar nicht in den Blick, zumal wenn sie „die Sprache“ für eine methodische Fiktion erklärt, der in der Realität nur unzählige „Individualsprachen“ entsprechen. Das böse Wort von den „Lautschiebern“ macht die Runde. Es konnotiert Weltfremdheit, Isolierung und Irrelevanz der Sprachwissenschaft. Die unglaubliche und rasch wachsende Popularität von Sprachthemen in der Öffentlich-



keit (man denke an den Erfolg von Gustav Wustmanns *Sprachdummheiten*, an die Erstarkung des Purismus im „Allgemeinen Deutschen Sprachverein“, an die erhebliche öffentliche Resonanz von Fritz Mauthners *Sprachkritik*) ist eine Tatsache – aber es gelingt der Sprachwissenschaft nicht, davon zu profitieren. Den Erwartungen des neuen Souveräns, der Öffentlichkeit, vermag sie nicht zu genügen.

Gegen die junggrammatischen „Lautschieber“ sammelt sich seit Ende des 19. Jahrhunderts eine breite und sehr heterogene Opposition, hinter den Fahnenworten „Antipositivismus“ und „Idealismus“. Gemeinsam ist ihnen der Hang zur „Rekulturalisierung“ der Nationalsprachen und der Kampf gegen die junggrammatische Individualpsychologie, gegen den Empirismus, gegen das „Naturwissenschaftliche“. Anknüpfend an die Völkerpsychologie des 19. Jahrhunderts erklärt man die Nationalsprachen zum Ausdruck der Volksseele, der Kultur, des Nationalcharakters. *Der deutsche Sprachbau als Ausdruck deutscher Weltanschauung*, titelt Franz Nikolaus Fink schon 1899, und die französische Sprache gilt selbstverständlich als Ausdruck französischer „Wesensart“ (Eugen Lerch). Die imperialistischen Eskalationspotentiale in dieser Ansicht werden spätestens im 1. Weltkrieg freigelegt. Sprachanalysen werden politisch zwei- oder besser eindeutig, es knüpft sich ein Band zwischen politisch instrumentalisierbaren Sprachminderheiten und Sprachkämpfen nach dem Weltkrieg und den Themen und Grundbegriffen der Sprachwissenschaft. *Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens* titelt Georg Schmidt-Rohr, später ein repräsentativer Sprachwissenschaftler des NS, bereits im Jahr 1917 in einer *Tat*-Flugschrift. Zwischen der antipositivistischen Front, zu der auch die ‚Wörter und Sachen-Schule‘ und die Kulturmorphologie gehören, und der völkisch-imperial politisierten Sprachwissenschaft werden die Übergänge fließend.

Als Hauptleistung der Muttersprache wird die völkische, sittliche und weltanschauliche Einheit der Sprecher herausgestellt. Ist es verwunderlich, dass in der politisch, sozial, kulturell und ökonomisch zerklüfteten Weimarer Gesellschaft das Angebot einer muttersprachlichen Totalinklusion attraktiv wirken konnte? Der Gebildete, der Arbeiter und der Kapitalist, der Städter und der Landbewohner, alle partizipieren doch immerhin qua Muttersprache am nämlichen sprachlichen Weltbild, auch wenn sie sich Saal- und Straßenschlachten liefern.

Im Jahre 1933 ist die Sprache als „völkische“ oder „volkhafte“ Macht eine weitgehend durchgesetzte Vorstellung. Das Krisengerede verstummt schlagartig. Im NS-Diskurs wird es mit den Entartungen der „Systemzeit“ verknüpft. Jetzt ist die „völkische“ Bewegung an der Macht, und die „volkhafte“ Sprachforschung sieht rosige Zeiten heraufziehen. Es gibt viele gute Gründe für die Annahme, dass 1933 für die Mehrheit der Sprachforscher mit weitgehenden Renormalisierungserwartungen verbunden war, mit der Hoffnung, die Weimarer Irritationen seien nun endgültig eine Sache von gestern. Das über alle fachlichen Gegensätze hinweg herrschende Schlagwort ist das Wort vom „Ganzen“, vom „Ganzheitlichen“ der Sprache, das es zu fassen gelte – gegen den einzelheitlichen Geist des Positivismus und der Naturforschung.

Markant ist der Umstand, dass die Muttersprachfraktion nach der Machtübergabe an den NS in einen partiellen Gegensatz zur Rassefraktion zu geraten drohte. Während die völkische Bewegung vor 1933 sehr heftig über die Hierarchisierung der „volksbildenden Kräfte“ (Sprache, Kultur, Blut, Boden, Rasse etc.) diskutierte (vgl. als Kompendium BOEHM 1932), suchten die NS-Aktivisten dann das Rasseprinzip auf der ganzen Linie durchzusetzen. Aus den hieraus erwachsenen Gegnerschaften und Eifersüchteleien wurde dann nach 1945 nur zu leicht „Widerstand“ gegen den NS.

Es dürfte in der Tat kaum einen Sprachwissenschaftler geben, der nicht von der einen oder anderen NS-Dienststelle ungünstig beurteilt worden ist. Das liegt aber im System der NS-Wissenschaftspolitik begründet, die aus einer unübersichtlichen Vielfalt konkurrierender Dienststellen bestand. Jede versuchte, der anderen ein Bein zu stellen und den eigenen Einfluss auf Kosten aller anderen auszuweiten. Dass es dabei permanent zu Intrigen gegen die Wissenschaftler mit konkurrierenden politischen Affiliationen kam, versteht sich. Aber wen das Amt Rosenberg auf dem Kieker hatte, der

konnte im SS-Ahnerbe Karriere machen, und ungünstige Beurteilungen durch den NS-Dozentenbund konnten anderswo wie Empfehlungsschreiben wirken. Selbst langjährige Parteimitglieder wie der Germanist und Volkskundler Adolf Bach konnten zwischen den Mühlen konkurrierender Instanzen geraten, was natürlich nach 1945 eine willkommene Ressource war.

Und auch umgekehrt wird aus solchen Argumentationsweisen kein Schuh, salopp gesprochen. Dass sich einzelne Forscher an wissenschaftspolitischen Aktionen der NS-Dienststellen beteiligt haben, ist nicht unbedingt ein Beweis, dass sie Nazis waren. So hat Karl Vossler, Gründer und Wortführer der „idealistischen“ Schule (und nach 1945 kurzzeitig Rektor der Uni München) sich 1940 zum Direktor des *Deutschen wissenschaftlichen Instituts* in Madrid machen lassen (HAUSMANN 2000). Das bot ihm Reise- und Kontaktmöglichkeiten, von denen er glaubte, dass sie ihm zustünden. Am sog. „Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften“ (der Aktion Ritterbusch; vgl. Hausmann 1998), der einzigen erfolgreichen Aktion des glücklosen NS-Wissenschaftsministers Bernhard Rust, beteiligten sich viele namhafte Forscher, weil die Projekte des „Kriegseinsatzes“ nicht nur die Mittel für Tagungen, Publikationen und Vorträge bereitstellten, sondern auch mit der Aussicht verbunden waren, der Einberufung zu entgehen. So findet man auf den Listen des „Kriegseinsatzes“ auch den (später wegen seiner Kontakte zum Widerstand zum Tode verurteilten und nach dem Krieg in der DDR lehrenden) Romanisten Werner Krauss.

All das klingt mächtig nach wissenschaftlichem Normalbetrieb unter den höchst unnormalen Umständen der NS-Herrschaft. Und in der Tat: das meiste lässt sich nur wirklich verstehen und erklären, wenn man unterstellt, dass der gewöhnliche fachpolitische Opportunismus und Okkasionalismus, den wir alle kennen, auch zwischen 1933 und 1945 weiter funktioniert hat (ebenso wie der Alltags-

nationalismus der Bildungsschichten). Mancher veröffentlichte Text, der wie eine bodentiefe Verbeugung vor den Machthabern aussieht, hat ganz triviale fachpolitisch Gründe. So hat man den Kopf darüber geschüttelt, dass der renommierte Indogermanist und Gräzist Eduard Hermann 1937 eine Schrift mit dem Titel *Was hat die Indogermanische Sprachwissenschaft dem Nationalsozialismus zu bieten?* veröffentlicht hat. Erklärlich ist das durch ganz gewöhnliche Fachpolitik. Hermann hatte die Göttinger Indogermanistik im Auge. Er ist 1937 emeritiert worden, wollte sein Feld bestellen und das Ministerium dazu bringen, zusätzlich eine slawistische Professur in Göttingen einzurichten. Bis weit in die Kriegsjahre hinein lässt sich dieser fachpolitische Okkasionalismus als wirksames Motiv nachweisen. Am 17.1.1942 schreibt Weisgerber an Eduard Hermann über seinen Versuch, auch die Allgemeine Sprachwissenschaft in der „Aktion Ritterbusch“ unterzubringen:

Es handelt sich darum, ob man nicht auch für die Sprachwissenschaft die Möglichkeiten auswerten soll, die in dem 'Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften' gegeben sind. Sicherlich könnte da manche nützliche Arbeit getan werden, und vor allem entwickelt sich dieser 'Kriegseinsatz' mehr und mehr zu einer Planung auf weite Sicht, auch für Friedenszeiten. Nach allem, was ich höre, wird eine Wissenschaft, die nicht in diesem Rahmen sich als lebenskräftig erweist, auch in kommenden Zeiten wenig auf Förderung rechnen können, während umgekehrt die doch verfügbaren Mittel erlauben, manche Aufgaben anzufassen, die für die Wissenschaft selbst von grösster Bedeutung sind.

Fest steht jedoch umgekehrt auch, dass eine große Zahl von Sprachwissenschaftlern nicht nur Fachpolitik betrieben hat, sondern ihr fachliches Wissen als Sprachwissenschaftler auch in den Dienst von NS-Herrschaft, Expansion und Krieg gestellt haben.

Kolportiert werden immer wieder Mythen über die Sprachwissenschaft im NS. Viele sind nicht tot zu kriegen, obwohl es nicht die Spur eines Belegs für sie gibt. Dazu gehört die Mär von der missbrauchten und gleichgeschalteten Wissenschaft ebenso wie die Behauptung, Saussure und der Strukturalismus seien im NS verboten (oder auch nur: nicht rezipiert) worden. Sofern man von einer „Gleichschaltung“ der Sprachwissenschaft sprechen kann, ist

es eine Selbstgleichschaltung gewesen. Einen äußeren Druck hat es so wenig gegeben wie eine konsistente Wissenschaftspolitik der NS-Dienststellen in Sachen Sprachforschung. Selbst liberale Sprachforscher (von denen es weißgott wenig genug gab) wie der Gräzist und Lexikograph Franz Dornseiff konnten im NS in gewissen Grenzen Kritik an der völkisch aufgeheizten Sprachforschung veröffentlichen. Die internationale Sprachforschung war präsent und wurde diskutiert. Unerbittlich war der Machtapparat nur gegen Juden und Sozialisten. Bekannt ist der Fall des vor 1933 jedenfalls gewiss „nationalen“ Victor Klemperer. Weniger bekannt, aber noch extremer ist der Fall des Keltologen Julius Pokorny, der mit dem NS sympathisierte und es offenbar bis zum Schluss nicht glauben wollte, dass man auch ihn, trotz seiner völkischen Gesinnung, am Ende holen würde, weil er Jude im Sinne der Nürnberger Rassegesetze war (vgl. LERCHENMÜLLER 1997: 296 ff.). Aus dem Parteiapparat heraus gewarnt verließ er das Land kurz vor dem 9. November 1938, kehrte aber abenteuerlicherweise Anfang 1939 wieder nach Berlin zurück, wo er unter unklaren Bedingungen bis 1943 gelebt haben muss. Erst 1943 ist er in die Schweiz gegangen, nach eigener Aussage just an dem Tag, als die Gestapo ihn holen wollte.

Zu den ebenfalls oft kolportierten Mythen gehört, dass sich die Nazis in Sachen Purismus und Fremdwortjagd von keinem hätten überbieten lassen. Tatsächlich verfügte man bereits 1933 über mehrere sprachpolitisch höchst aktive Dienststellen, die sich mit ganz anderen Dingen befassen als mit der Fremdwortjagd. Die meisten NS-Größen hielten das ohnehin für eine unzeitgemäße Marotte wildgewordener Volksschullehrer.

Die Vorstellung, es sei der NS gewesen, der zur Politisierung der Sprachwissenschaft geführt habe, ist ganz klar ein Mythos, ebenso auch die Vorstellung, dass die Politisierung eines Faches wie Sprachwissenschaft zwangsläufig zu dessen Entprofessionalisierung beitragen müsse. Tatsächlich ist die Politisierung (wie in anderen Fächern auch) ein Motor der Professionalisierung gewesen und vice versa.

Was waren nun die gesellschaftlich-politischen Themenkomplexe, die im NS, salopp gesprochen, als Turbolader für Karrieren dienen konnten, die semantischen Komplexe, die weitreichende Resonanz in der Öffentlichkeit versprochen und ergo selbst den Status von „Ressourcen“ der Fachentwicklung annahmen?

a. Das (durchweg als sprachlich und „volklich“ bedroht codierte) Grenz- und Auslandsdeutschtum. Hier gibt es eine emphatische Tradition der Muttersprach- und Volksgemeinschaft, für die als Organisation die Gruppen der bündischen Jugend im und nach dem 1. Weltkrieg stehen. Deren wichtigster Vertreter ist Georg Schmidt-Rohr. Seine bereits genannte *Tat-Flugschrift* von 1917 kann als erstes Manifest und Geburtsurkunde der ganze Richtung gelten. Auch Weisgerbers lebenslange Obsession mit „Sprachkampf“ und „Sprachgrenze“ führt (selbst biographisch) zurück auf diesen Hintergrund (Weisgerber stammt aus Lothringen).

Die (vermeintlichen) Anliegen der Grenz- und Auslandsdeutschen versprachen beträchtliche Resonanz schon in der Weimarer Republik, erst recht im NS. Für die völkische Sprachwissenschaft bildeten sie eine wichtige Schnittstelle zwischen Theorie und Praxis. Als kleine, von „volksfremden“ Mächten umgebene Sprachgemeinschaften erlaubten sie das Studium der sprachlichen Vergesellschaftung ebenso wie des Sprach- und Volkstumsverlustes unter feindlichen Bedingungen – und leisteten automatisch einen Beitrag zu hoch „nationalen“ Anliegen. Fast automatisch wurde das Grenz- und Auslandsdeutschtum Symbol und Barometer für das geschlagene, eingekreiste und gedemütigte „Gesamtvolk“ – und gleichsam zum Referenzsystem für das, was die „volksbildende Kraft der Muttersprache“ hieß.

Optimal angepasst an diesen Komplex war die Mundartforschung, die auch noch aus anderen Gründen die bei weitem erfolgreichste Fraktion der deutschen Sprachwissenschaft im NS gewesen ist. Die Beschreibung der grenz- und auslandsdeutschen Mundarten war per se Dienst am bedrohten Volk. Durchgehendes Thema war die hoch konfliktäre Frage, ob die Außendeutschen durch Pflege der Mundart oder der Hochsprache an das „Mutternvolk“ zu binden seien. In diesem Feld hatte die Sprachforschung quasi automatisch Anschluss an die Volksforschung, was sich an breiten interdisziplinären Projekten wie der „Sprachinselforschung“ (KUNN 1934) manifestiert. Zum nationalen Prestigeprojekt avanciert die Dialektologie auch darum, weil sie gegenüber öffentlichen Geldgebern beständig erklärt, dass die deutsche Hegemonie auf dem Gebiet der Mundartforschung durch den erfolgreichen Atlas linguistique de France gefährdet sei und just auf diesem Gebiet zurückeroberet werden müsse.

b. Der Komplex der deutschen Sprach- und Kulturpropaganda im Ausland, der personell und institutionell in engem Zusammenhang mit dem erstgenannten steht. Institutionell am wichtigsten dürfte die Deutsche Akademie München gewesen sein. Trotz einiger Studien aus der neueren Zeit (HARVOLK 1990, JACOBSEN 1979, HAUSMANN 2001) ist deren Tätigkeit im NS noch lange nicht hinreichend genau bekannt.

c. Der Komplex der „Verwissenschaftlichung“ der politischen Propaganda und der Meinungsforschung. Hier ist der (u.a. von Weisgerber) reklamierte Charakter der Muttersprache als Trägerin der naturwüchsigen „Weltanschauung“ einschlägig.¹ Es versteht sich, dass aus der (in Grenzen realistischen) Erkenntnis, dass Weltanschauungen sprachlich zirkulieren und sprachlich vermittelt werden, automatisch eine weitreichende Zuständigkeitserklärung der Sprachwissenschaft für die planmäßige Herstellung der öffentlichen Meinung resultiert. Die kann in diversen Versionen vorgetragen werden, umweglos wie bei Eduard HERMANN (1937) oder durchweg fachlich verklausuliert und bloß in der Allusion politisch wie bei WEISGERBER (1933/34). Beide Techniken, das Fach in dieser Sache „in Stellung zu bringen“, müssen sehr viel genauer untersucht werden. Karrieren wie die von Manfred Pechau im Amt Rosenberg oder Franz Alfred Six als „Gegnerforscher“ (HACHMEISTER 1998) sind auf diesen Komplex gegründet. Die fachliche Expertise, die in die (von Martin BOBERACH (1985) längst edierten) geheimen Berichte des Sicherheitsdienstes der SS über die öffentliche Meinung im „Reich“ eingeflossen ist, kennen wir einfach noch nicht.

d. Die Sprachpolitik in den besetzten Ländern. Am besten untersucht ist bislang die Sprachpolitik in den besetzten Niederlanden durch die Arbeiten von Christoph SAUER (1989, 1998) und in der Bretagne durch Joachim LERCHENMÜLLER (1997).

e. Der Komplex „Rassismus“. Hier handelt es sich nach 1933 zuerst um einen Kollusionstopos für ehrgeizige Nachwuchswissenschaftler. Zunächst, d.h. schon lange vor 1933, konnotiert die Rede von der „Rasse“ quasi-naturwissenschaftliche Modernität. Selbst ein „Liberaler“ wie Vossler spricht schon 1904/05 selbstverständlich von der „Überlegenheit“ der einen Rasse über die andere. In der Sprachwissenschaft sind es vor allem zwei Themenfelder, auf denen die Rede von den „Rassen“ fachlich etabliert ist: die germanische Frühgeschichte und die Frage nach

der „Urheimat der Indogermanen“. Im geisteswissenschaftlichen Volksdiskurs rangiert die „Rasse“ unter den „volksbildenden Kräften“ neben der Sprache als deren Konkurrent, und dieses Verhältnis verstärkt die Skepsis vieler Sprachforscher gegenüber der („naturwissenschaftlich“ konnotierten und der geistesmeritokratischen Haltung der Gebildeten entgegengesetzten) „Rasse“.

Der Rekurs auf „Rasse“ macht von allen positiven sprachstrukturellen Vorgaben frei für jegliche programmatische Spekulation (MAAS 1988: 281), weshalb er für zwei Funktionen verwendbar wurde: für die Demonstration weltanschaulicher Übereinstimmung mit dem NS (z.B. Lutz Mackensen, Hermann Ammann, Hermann Güntert und einige andere mehr) und für das (demonstrativ opportunistische) Freiräumen fachlicher Spielräume. Edgar GLÄSSER (1939) ist der einzige Sprachwissenschaftler, der gleichzeitig offen rassistisch und auf der Höhe der sprachtheoretischen Diskussion schreibt. Seine *Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung* ist der eigentliche Anti-Schmidt-Rohr und Anti-Weisgerber. Die rhetorische Makrostruktur des Textes ist freilich mehr als simpel. Überall da, wo die sprachnationalistische Fraktion „geistig“, „kulturell“, letztlich eben sprachlich ‚aufs Ganze‘ geht (und dafür Struktur- oder Geschichtsdaten beibringen muss), pocht Glässer auf „wuchshaft“-rassistischen Urgund derselben: bei der Verständigung, bei den Lehnübersetzungen, bei den indogermanischen Satz-schemata etc. Es ist ja nicht eben schwer, alles, was hoch bewertet und geschätzt wird, günstigem Bluteinfluss zuzuschreiben und alles andere der allenthalben drohenden Mischung und Degeneration. Zudem wird „Rasse“ nach 1933 das diskursive „Haifischbecken“, das Feld, auf dem Karrieren ausgebremst und beschleunigt werden können.

Abbildern muss man diese semantischen Komplexe auf die Phasen der NS-Herrschaft: Auf die Demonstration und Zurschaustellung von Kollusion haben die NS-Eliten nur in der Phase ihrer Herrschaftskonsolidierung Wert gelegt. Hernach, in der Phase des Vierjahresplanes und der Kriegsvorbereitung hat sich das Verhältnis zu den Fächern pragmatisiert. Gefragt war Nützlich und Verwertbares. Im Krieg schließlich unterwarf das Motiv der „Kriegswichtigkeit“ alle anderen, was freilich nicht ausschloss, dass findige Geisteswissenschaftler (etwa im Zusammenhang der o.g. „Aktion Ritterbusch“) es bis zum Kriegsende

schafften, eigene Marotten und die bekannter NS-Führer als „kriegswichtig“ zu deklarieren.

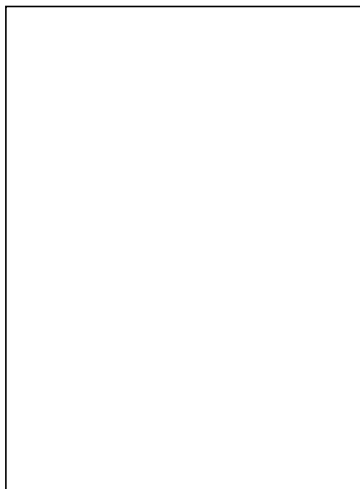
f. Einen weiteren ergiebigen Kollusionstopos kann ich hier nur am Rande erwähnen: die blühende ursprungsmythologische Wortforschung. Alle Wortführer der völkischen Sprachinhaltsforschung hatten auf diesem Gebiet ihre Marotten: Jost Trier die germanischen Zaun- und Mannring-Motive, Walter Porzig den „Boden“ und Leo Weisgerber den Ursprung des Wortes „deutsch“ und den (selbstverständlich germanischen) Ursprung von „Muttersprache“. Das Ergebnis dieser „etymologischen“ Forschung



waren Kollusionsmythen, die im Gewand der Rekonstruktion fernster Vergangenheit einherkamen, aber immer im Blick auf die große Gegenwart und Zukunft des Dritten Reiches gelesen sein wollten. Auch deren Funktionsweise ist noch nicht hinreichend klar (zu Trier vgl. jetzt HUTTON 1999, der von dieser „Etymologie“ als einer „kollektiven Therapie“ spricht). Die Blütezeit dieser „Etymologien“ ist der Zweite Weltkrieg.

Die methodischen Schwierigkeiten der NS-Wissenschaftsgeschichte sind beträchtlich, schon darum, weil die Neigung, alles was zwischen 1933 und 1945 passiert ist, in „Täter“ und „Opfer“ aufzuteilen, offenbar nicht aus der Welt zu schaffen ist. Schwer zu überwinden ist das, was ich die „Konnotationsfalle“ nennen möchte. Diese Falle klappt immer dann zu, wenn uns alles, was die Haupt- und Leitbegriffe des NS als Wörter enthält, mit dem NS in geistiger Beziehung zu stehen scheint. Wir können den „appeal“ der Rassekonzeptionen in den Geisteswissenschaften nach dem 1. Weltkrieg gar nicht verstehen, weil

wir immer die später im Namen des Rasseprinzips verübten Verbrechen bereits „mitsehen“, wenn wir auf den Rassekomplex stoßen.



Ebenfalls schwierig ist methodisch die Unterscheidung zwischen tagespolitischen semantischen Retuschen, wie sie fast alle Sprachwissenschaftler nach 1945 an ihren Texten vorgenommen haben, wenn neue Auflagen anstanden, und der sehr viel tiefergehenden Abhängigkeit geisteswissenschaftlicher Bestände vom „Denkstil“ und „Denkkollektiv“ der Zeit (FLECK 1980 [1935]). Das will ich an einem kleinen Beispiel verdeutlichen. Unter den durch politischen Systemwechsel konditionierten „Umbauten“ genießen die (vor allem terminologischen) Entnazifizierungsretuschen nach 1945 eine gewisse Prominenz. Ironischerweise hat die in den letzten Jahren gewachsene öffentliche Sensibilität für völkische und ethnozentrische Semantik vieles von dem wieder allgemein sichtbar gemacht, was durch den bloßen Austausch „belasteter“ Wörter eben nur unvollkommen zu kaschieren war. In der kürzlich noch vertriebenen 9. Auflage von Adolf Bachs *Geschichte der deutschen Sprache* lesen wir z.B. (S. 474):

Jede neue Generation junger Deutscher wächst also – durch Abstammung und Umwelt von vornherein zu ihr in ein Verhältnis besonderer Aufnahmefähigkeit gesetzt – hinein in die Welt der dt. Sprache und gewinnt so erst Anteil an der geschichtl. gewordenen dt. Welt und ihre feste Eingliederung in den dt. Volkszus.hang; sie erwirbt so erst die letzte Möglichkeit, das überkommene dt. Volkstum in die Zukunft zu tragen. Der Kampf um Bestand und Reinheit der dt. Sprache ist daher ein Ringen um

den Bestand, die Einheit und den Geist des dt. Volkes in der Zukunft. Deutsche Sprache wird so deutsches Schicksal – heute mehr denn je.

Die schiere Häufung des Adjektivs „deutsch“, das evaluative Pathos der Kette „Geist, Einheit, Reinheit, Ringen, Kampf, Schicksal“, führen dazu, dass ein heutiger Student den Text wahrscheinlich auch in seiner „gereinigten“ Nachkriegsform als „NS“ einordnen würde (offenbar ist der Autor doch erschrocken über den Anblick, den der pathetische Schlusssatz geboten hätte, wenn er auch da mit der Abkürzung „dt.“ gearbeitet hätte!). Wer mit der Materie vertraut ist, erkennt in der Parenthese „durch Abstammung und Umwelt...“ unschwer noch die semantisch modernisierte Form der NS-offiziellen Hierarchie der „volksbildenden“ Kräfte: „Raum“ und „Rasse“ zuerst als Naturvoraussetzungen dafür, dass einer „Deutscher“ sein konnte (sonst hätten ja auch die deutschen Juden dazugerechnet werden müssen), „Muttersprache“ dann als geistig-weltanschauliche Präeinstanz für die Zugehörigkeit zur „Volksgemeinschaft“. Unwiderstehlich „alt“ und obsolet sieht dieser Text heute trotz aller Nachkriegsretuschen aus, weil ihm jeglicher Rückhalt in den Vor-Urteilen, Deutungsmustern, kulturellen Selbstverständlichkeiten der Epoche abhanden gekommen ist. Er wirkt auf uns nicht mehr wie ein „fachlicher“, sondern wie ein „ideologischer“ Text. Nicht grundsätzlich anders zu bewerten ist der Lacherfolg, den man heute mit den priesterlich heideggernden Texten der Germanistik aus den 50er Jahren erzielen kann.

Ganz offenbar geht es beim „semantischen Umbau“ nicht allein um taktische semantische Retuschen, um kalkulierte Verkleidungen zur Übertölpelung oder Beschwichtigung des Zeitgeistes. Die Abhängigkeit fachlicher Bestände und Ressourcen vom „Denkstil und Denkkollektiv“ (FLECK 1980 [1935]) ihrer Epoche reicht sehr viel tiefer, als die rhetorische Variabilität der Textoberfläche erkennen lässt. Nicht auf den ersten Blick erkennbar sind die Fäden der semantischen Resonanz in fachlichen Texten, deren Sprach- und Gedankenführung auch im Rückblick, auch vom Standort des Historikers aus, den semantischen Bahnen innerfachlich ausgewiesener und legitimierbarer Normalität zu folgen scheint. Solche Texte bilden gewissermaßen das Gegenstück zu denen, die der Rückblick als bloße „Übersetzungen“ weltanschaulicher Programme in zeitgemäße Wissenschaftssprache zeigt. Sie blei-

ben unauffällig und schließen zusammen mit ihrem Gegenstück ein Feld ein, welches durch „Koevolution“ und Wechselwirkung zwischen theoretisch-fachlicher Begriffsbildung und sozialer Selbstthematisierungs- und Selbstbeschreibungsemantik geprägt ist.

So verstanden ist es ganz offenkundig, dass der gesellschaftliche Resonanzraum der (im NS wie in der Nachkriegszeit erfolgreichen) völkischen Muttersprachlehre Weisgerbers nicht 1945 zusammengebrochen ist, sondern erst in den 60er Jahren.

Clemens Knobloch

Jg. 1951, Professor für Germanistische Linguistik an der Universität Siegen. Arbeitsgebiete: Geschichte der Sprachwissenschaft, Politische Kommunikation, Sprachpsychologie. Publikationen der letzten Jahre: „*Völkhafte Sprachforschung – Studien zum Umbau der Sprachwissenschaft in Deutschland zwischen 1918 und 1945*“ (Tübingen: Niemeyer, 2005); *Moralisierung und Sachzwang – Politische Kommunikation in der Massendemokratie* (Duisburg: DISS, 1998); *Resonanzkonstellationen – Die illusionäre Autonomie der Kulturwissenschaften* (hg. zus. mit Georg Bollenbeck, Heidelberg: Synchron, 2004).

¹ Es würde durchaus einmal eine Untersuchung vertragen, wie die Sprachinhaltsforschung vorgeht, wenn sie den „geistigen“ Charakter der Sprachen betont – „Geist“ konnotiert ja Freiheit und Selbsttätigkeit – und gleichzeitig die Muttersprache als naturhaftes semantisches Gefängnis, als naturhaft-objektive Macht über den einzelnen, vorstellt.

Weiterführende Literatur

- BOBERACH, HEINZ (Hg.) (1985): *Meldungen aus dem Reich. Die geheimen Lageberichte des Sicherheitsdienstes der SS 1938-1945*. 17 Bände. Herrsching: Pawlak.
- BOEHM, MAX HILDEBERT (1932): *Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- EHlich, KONRAD (Hg.) (1989): *Sprache im Faschismus*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- FLECK, LUDWIK (1980 [1935]): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache*. Nachdruck. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- GLÄSSER, EDGAR (1939): *Einführung in die rassenkundliche Sprachforschung. Kritisch-historische Untersuchungen*. Heidelberg: Winter.
- HACHMEISTER, LUTZ (1998): *Der Gegnerforscher. Die Karriere des SS-Führers Franz Alfred Six*. München: Beck.
- HARVOLK, EDGAR (1990): *Eichenzweig und Hakenkreuz. Die Deutsche Akademie in München (1924-1962) und ihre volkskundliche Sektion*. München: Münchener Beiträge zur Volkskunde.
- HAUSMANN, FRANK-RUTGER (1998): „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“. Dresden: Dresden University Press.
- HAUSMANN, FRANK-RUTGER (2000): „Vom Strudel der Ereignisse verschlungen“. *Deutsche Romanistik im „Dritten Reich“*. Frankfurt/M.: Klostermann.
- HAUSMANN, FRANK-RUTGER (2001): „Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. *Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- HERMANN, EDUARD (1937): „Was hat die indogermanische Sprachwissenschaft dem Nationalsozialismus zu bieten?“ *Göttingische Gelehrte Anzeigen* 199. 49-59.
- HERMANN, EDUARD (1938): *Was ein Sprachforscher über die sogenannte Sprache der Tiere zu sagen hat*. *Göttinger Akademieschrift*. Phil.-Hist. NF Fachgruppe III, Bd. 2, Nr. 2. 33-54. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- HERMANN, EDUARD (1943): „Die altgriechischen Tempora. Ein strukturanalytischer Versuch“. *Nachrichten der AdW in Göttingen, Phil.-Hist. Klasse*. 583-649.
- HUTTON, CHRISTOPHER M. (1999): *Linguistics and the Third Reich. Race, Mother Tongue Fascism and the Science of Language*. London: Routledge.
- JACOBSEN, HANS-ADOLF (1979): *Karl Haushofer. Leben und Werk*. 2 Bde. Boppard: Boldt.
- KUHN, WALTER (1934): *Deutsche Sprachinsel-Forschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren*. Leipzig: Hirzel.
- LERCHENMUELLER, JOACHIM (1997): *Keltischer Sprengstoff*. Tübingen: Niemeyer.
- MAAS, UTZ (1984): „Als der Geist der Gemeinschaft eine Sprache fand“ – *Sprache im Nationalsozialismus*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- MAAS, UTZ (1985): „Konnotation“. *Franz Janussek (Hg.): Politische Sprachwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 71-96.
- MAAS, UTZ (1988): „Die Entwicklung der deutschsprachigen Sprachwissenschaft von 1900 bis 1950, zwischen Professionalisierung und Politisierung“. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 16. 253-290.
- MAAS, UTZ (1988a): „Sprachwissenschaft und Nationalsozialismus“. *Semiotische Berichte* 12. 249-264.
- RÖMER, RUTH (1985): *Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland*. München: Fink.
- SAUER, CHRISTOPH (1989): „Nazi-Deutsch für Niederländer. Das Konzept der NS-Sprachpolitik in der Deutschen Zeitung in den Niederlanden 1940-1945“. *Ehlich (1989)*. 237-288.
- SAUER, CHRISTOPH (1998): *Der aufdringliche Text. Sprachpolitik und NS-Ideologie in der „Deutschen Zeitung in den Niederlanden“*. [Diss. Hilversum 1990.] Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- SCHEERER, ECKART (1991): *Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse*. *ZiF-Report* 71. Bielefeld: Universität Bielefeld.
- SCHMIDT-ROHR, GEORG (1917): *Unsere Muttersprache als Waffe und Werkzeug des deutschen Gedankens*. *Tat-Flugschrift* 20. Jena: Eugen Diederichs.
- SIMON, GERD (1979): *Sprachwissenschaft und politisches Engagement. Zur Problem- und Sozialgeschichte einiger sprachtheoretischer, sprachdidaktischer und sprachpflegerischer Ansätze in der Germanistik des 19. und 20. Jahrhunderts*. Weinheim: Beltz.
- SIMON, GERD (1985): „Sprachwissenschaft im 3. Reich. Ein erster Überblick“. *Franz Janussek (Hg.): Politische Sprachwissenschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 375-396.
- SIMON, GERD (1985a): „Die sprachsoziologische Abteilung der SS“. *Kürschner, Wilfried und Vogt, Rüdiger (Hgg.): Sprachtheorie, Pragmatik, Interdisziplinäres. Akten des 19. Linguistischen Kolloquiums in Vechta, Bd. 2*. Tübingen: Niemeyer. 375-396.
- SIMON, GERD (1986): „Der Wandervogel als 'Volk im Kleinen' und Volk als Sprachgemeinschaft beim frühen Georg Schmidt (-Rohr)“. *Brekke, Herbert E. und Maas, Utz (Hgg.): Sprachwissenschaft und Volkskunde. Perspektiven einer kulturanalytischen Sprachbetrachtung*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 155-184.
- SIMON, GERD (1986a): „Wissenschaft und Wende 1933. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Politik am Beispiel des Sprachwissenschaftlers Georg Schmidt-Rohr“. *Das Argument* 158. 527-542.
- SIMON, GERD (1989): „Sprachpflege im 'Dritten Reich'“. *Ehlich (1989)*. 58-87.
- SIMON, GERD (1990): „Die Bemühungen um Sprachhämter und ähnliche Norminstanzen im Deutschland der letzten hundert Jahre“. *Settekorn, Wolfgang (Hg.): Sprachnorm und Sprachnormierung*. Wilhelmsfeld: Egert. 69-84.
- SIMON, GERD (1992): „Nahtstellen zwischen sprachstrukturalistischem und rassistischem Diskurs. Eberhard Zwirner und das Deutsche Spracharchiv im Dritten Reich“. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie (OBST)* 46. 241-260.
- STEGE, HUGO (1989): „Verwirrung“ als Ergebnis zeit- und kulturkritischer Analyse – Zukunftspantasien in „Ganzheitsmythen“ – *Erwachen im „Totalitarismus“*. *Kreutzer, Helmut und Zerlin, Dieter (Hgg.): Verfolgung und Widerstand. Acta Ising 1988*. München: Bayrischer Schulbuchverlag. 81-101.
- THIERFELDER, FRANZ (1938): *Deutsch als Weltsprache*. 1. Band: Die Grundlagen der deutschen Sprachgeltung in Europa. Berlin: Verlag für Volkstum, Wehr und Wirtschaft (Kurzeja).
- WEISGERBER, LEO (1933/34): *Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur*. *Wörter und Sachen*, Bd. 15/16. Heidelberg: Winter.
- WILKING, STEFAN (1998): *Der deutsche Sprachatlas im Nationalsozialismus. Studien zur Dialektologie und Sprachwissenschaft zwischen 1933 und 1945*. Diss. Heidelberg (Mikrofiche).